

Die aktuelle Situation der Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland*

Eberhard Lämmert

Vor einigen Tagen hat der deutsche Bundestag einen Beschluß gefaßt, der für die fast anderthalb Millionen Studenten, die in der Bundesrepublik gegenwärtig Fachhochschulen oder Universitäten besuchen, eine frohe Nachricht war. Er hat die Unterhaltsstipendien für bedürftige Studenten, die bisher einige Jahre nach dem Abschluß des Studiums bis auf den letzten Pfennig zurückgezahlt werden mußten, zur Hälfte als Zuschuß freigegeben. Damit ist vielen Studenten aus den sozialen Schichten, in denen ein Studium immer noch als eine Art von Luxus angesehen wird, der Weg zu den Hochschulen leichter gemacht.

Aber jede weitere Öffnung der Hochschulen schafft der Bevölkerung und auch den Studenten selbst neue Probleme. Die Bundesrepublik ist ein begehrtes Fluchtland für Asylsuchende aus aller Welt, und die neue Welle der Umsiedler aus den sozialistischen Ländern, vor allem aber der Zuzug von etwa 180.000 Bürgern der DDR allein in diesem Jahr, macht in einem Land, das von allen Ländern Europas schon jetzt am dichtesten besiedelt ist, das Leben eng und die Wohnmöglichkeiten rar.

* Wir veröffentlichen hier den Vortrag von Herrn Prof. Lämmert, den er als Vorstandsmitglied des DAAD anläßlich des Nachkontakttreffens für ehemalige koreanische Stipendiaten am 25. Oktober 1989 an der Seoul National University gehalten hat. Da gerade bei uns in Korea vorgesehen ist, das Bildungssystem zu reformieren, glaubt die Redaktion, dieser Vortrag wird zur Zielsetzung der Reform sehr behilflich sein.

Das spüren die Studenten in diesem Oktober 1989 stärker als je zuvor, und deshalb sind die deutschen Zeitungen gerade in diesen Tagen auch voll von Berichten über die Wohnungsnot unserer Studenten. Das deutsche Hochschulsystem ist zwar stolz darauf, als öffentliche Einrichtung des Volkes von seinen Studenten keine Studiengebühren zu verlangen. Der Leitgedanke seines großen Reformens aus dem 19. Jahrhundert, Wilhelm von Humbolt, vor allem die Selbständigkeit des Einzelnen zu pflegen, hat jedoch bis Ende dazu geführt, daß nur in geringem Maße Colleges oder ähnliche Wohnheime erschienen, in denen Studenten in Ländern mit angelsächsischer Universitätstradition mindestens einen Teil ihrer Studien verbringen. So geht in diesem Winter die Parole: "Helft den Studenten, ein Bett und ein Dach über den Kopf zu bekommen", durch alle Bundesländer und erst recht durch meine noch immer ringsum eingemauerte Stadt, durch West-Berlin.

Darüber ist aber der Ruf des fast anderthalb Millionen Studenten unseres Landes nach anderen Reformen, für die sie im letzten Winter erst an vielen Universitäten öffentlich protestiert haben, auch im Herbst 1989 noch keineswegs verstummt. Lebendige Universitäten befinden sich immer entweder in einem Stadium der Reform oder in einem Krisenzustand, und oft genug hängt beides eng miteinander zusammen. Meist spiegeln sich in solchen Krisen und in den notwendigen Reformschüben auch größere Probleme eines Landes, die auf den ersten Blick mit den Universitäten nichts zu tun haben; Universitäten sind eben in vielen Ländern die empfindlichsten Seismographen, wenn soziale Konflikte oder gar politische Spannungen sich ankündigen.

So gibt es auch in der Bundesrepublik Deutschland in einer Zeit des allgemeinen und wachsenden Wohlstandes Anzeichen künftiger sozialer Probleme: eines davon ist die Veränderung in der Altersstruktur der Bevölkerung mit der starken Zunahme der Rentnerinnen und Rentner, ein anderes Problem ist die Notwendigkeit, für immer mehr Bildungssuchende im tertiären Bildungssystem Raum zu schaffen, ohne den akademischen Unterricht zu einer Massenabfertigung zu verelenden. Immer größer wird der

Anteil an Menschen in dieser und den kommenden Generationen, die zur Ausübung ihrer Berufe eine wissenschaftliche Vorbildung brauchen; immer größer aber auch die Zahl derjenigen, die mit einer einmal abgeschlossenen Ausbildung fürs Leben nicht zu recht kommen, weil die technische Entwicklung unsere Lebensverhältnisse schon innerhalb einer Generation immer rascher und gründlicher verwandelt.

Schon nach 1960 hat diese Einsicht einmal dazu geführt, die Größe und die Zahl der Hochschulen in der Bundesrepublik in einem Jahrzehnt fast zu verdoppeln. Heute bieten sich in der Bundesrepublik 68 Universitäten und etwa 150 Fachhochschulen zum Studium an. Aber diese Verdoppelung in kurzer Zeit ging keineswegs ohne Schaden für die Hochschulen ab. Zwar kann man Hörsäle bauen, und man kann am Ende auch Stipendien bereitsellen, um die Studienmöglichkeiten zu verbreitern. Erheblich schwerer ist es schon, den Lehrkörper einer Hochschule rasch zu vergrößern, ohne seine Qualität empfindlich herabzusetzen. Und wenn dann der Boom aufhört, ist die Universität mit Lehrkräften so vollgestopft, daß für Jahrzehnte wieder nicht genügend Nachwuchs eingestellt werden kann, und so gibt ein unheilvoller Zyklus an, den böse Kritiker einen Schweinezyklus nennen, weil die harte Drosselung eines Wachstumsvorgangs erst einmal wieder einen Mangel erzeugt, und wenn man daraufhin die Schleuse wieder öffnet, kann das in einer Wellenbewegung so über Jahrzehnte fortgehen, bis sich die Nachwuchspflege wieder normalisiert.

Derart drastische Entwicklungen haben die deutschen Universitäten tatsächlich in den letzten beiden Jahrzehnten mitgemacht, um der wissenschaftlichen und dann auch politischen Notwendigkeit gerecht zu werden, eine Bevölkerung von etwa 60 Millionen, von denen 1960 nur etwa 5% die Hochschulen besuchten, auf den Stand zu bringen, den moderne Länder in verschiedenen Gegenden der Welt mit ihrem elastischeren Universitätssystem längst erreicht hatten: nämlich 20 bis 25% der Altersjahrgänge mit einer Hochschulausbildung zu versehen.

Zwei weitere Probleme kamen hinzu, die diese Jahre unruhig

machten. Wenn einmal die äußeren Lebensverhältnisse einer Gesellschaft sich durch technische Innovationen oder auch durch beschleunigte Konsumgewohnheiten im Zeitraum von nur einer Generation zum großen Teil gründlich verändern, dann führt dies an den Universitäten notwendig zu einem Autoritätsverlust der Professoren, die ihre eigene Wissenschaft in früheren Jahrzehnten gelernt haben und deren Studenten nun fürchten müssen, daß sie für ihr eigenes zukünftiges Leben nur wenig mehr von solchem Wissen werden gebrauchen können. Beides: die jähe Vergrößerung der Universitäten, und die rasche Verwandlung des für die Zukunft nützlichen Wissens haben in den sechziger Jahren zu jener weltweiten Studentenrevolte beigetragen, die sich in den westlichen Demokratien alsbald auch gegen erstarrte politische und soziale Lebensformen richtete und dabei hitzige Auseinandersetzungen auch in der politischen Öffentlichkeit nach sich zog. Für ruhigere Beobachter machte diese Studentenbewegung von 1968 vor allem den Wunsch einer Generation deutlich, sich selbst in anderen als den vorgefundenen Lebensverhältnissen einzurichten.

Unterdessen aber bereitete sich schon seit den sechziger Jahren auch in den Wissenschaften selbst eine Situation vor, deren Auswirkungen uns noch lange, und vermutlich über die Jahrtausendwende hinaus beschäftigen werden, nämlich die förmliche Explosion der Wissensbestände, die von einer immer wachsenden Zahl von Wissenschaftlern ständig erarbeitet und von einer immer größeren Zahl von Studenten gelernt werden müssen, um die technischen Errungenschaften, aber auch die sozialen und kulturellen Konflikte der Welt von morgen erfolgreich zu bestehen. Hier stehen wir vor einer Situation, mit der die Universitäten weltweit fertig werden müssen. Alle vierzig Minuten, so hat Patricia Crossman vom US-Educational Testing Service errechnet, wächst unser Wissen um den Umfang einer ganzen Enzyklopedia Britannica, und das ist kein Wunder, denn, wie sowjetische Statistiker uns vorrechnen, sind seit 1950 mehr Menschen wissenschaftlich tätig als jemals von der Entstehung des Menschen an bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zu-

sammengenommen. Zwar haben französische Gelehrte schon im 19. Jahrhundert das Tempo der Wissensvermehrung mit der physikalischen Formel für den freien Fall verglichen. Die Geschichte vom wachsenden Berg des menschlichen Wissens ist also eine alte Geschichte, und jede Generation erzählt sie sich neu. Mit der Erfindung der elektronischen Datenverarbeitung aber ist unter unseren Augen auch für die Kopfarbeit ein Werkzeug geschaffen worden, das nicht nur komplizierte Denkopoperationen ungeheuer beschleunigt, sondern nach Anweisung selbst neue Daten in unabsehbarer Fülle erzeugt.

Das Wissen, das in der Menschheitsgeschichte bis hin zu unserer Generation eine kostbare Rarität war und den Gelehrten ähnlich auszeichnete wie in frühen Kulturen den Medizinmann, ist Massenware geworden. Ihre Halden häufen sich von Tag zu Tag in elektronischen Speichern oder auf endlos ausgedruckten Papierfahnen.

Damit ist tatsächlich eine Epoche der Wissenschaft zu Ende gegangen und eine andere hat begonnen. Nicht, daß neue Entdeckungen nun ausblieben, im Gegenteil, auch sie beschleunigen und häufen sich offensichtlich. Aber die Sicherheit, ob sie wichtig sind für uns, schwindet in demselben Maße, in dem sie nicht mehr mühsam gesucht und im Triumph gefunden werden, sondern nahezu beliebig abrufbar sind. Damit geht ein Zeitalter zu Ende, in dem das Ziel der Wissenschaften vor allem anderen in neuen Entdeckungen bestand. Die abendländische Kultur hat nach diesem Grundsatz die Neuzeit, also etwa die letzten fünf Jahrhunderte, die mit der Entdeckung Amerikas durch Columbus begannen, das 'Zeitalter der Entdeckungen' genannt. Diese Neuland-Ideologie, die auch unsere Wissenschaften zu den großen Entdeckungen der Nerzeit beflügelt hat, muß nun ein Regulativ erhalten in einer Verfügungsweisheit über das von immer mehr Wissenschaftlern in den Köpfen und den Apparaten immer rascher produzierte Wissen. Denn bei überreich vorhandener Information stellt sich zwingender als je zuvor die Frage nach dem Wozu eines wissenschaftlichen Arbeitsganges.

Für den Forscher sind diese Forderungen nichts absolut Neues.

Sie bedeuten allenfalls, daß er jenseits der puren Entdeckerlust mit einer zunehmenden Verantwortung für den Umgang mit seinen Entdeckungen belastet wird. Wie aber ist es möglich, in einigen Semestern eine immer größere Zahl von Studenten, die wir in Zukunft brauchen, so auszubilden, daß sie sich in einem größeren Wissensgebiet sicher bewegen können, wenn nicht mehr zu erwarten ist, daß einer in seinem Kopf auch nur einen Bruchteil des Wissens noch unterbringen kann, das selbst in einem Teilgebiet seines wissenschaftlichen Faches unablässig neu produziert wird, und wenn selbst ein erfahrener Lehrer nurmehr ein Spezialgebiet seines Faches wirklich beherrscht?

Diese Situation fordert von allen Hochschulen eine gründliche Überprüfung ihrer bisherigen Studienangebote. Dabei steht die Bundesrepublik vor der besonders schwierigen Aufgabe, diese Überprüfung von Professoren und Studenten gleichzeitig und freiwillig zu fordern, da es an den deutschen Universitäten nicht, wie in den meisten Ländern, eine Studienzeitbegrenzung gibt. Die Versuchung, das rapide sich vermehrende neue Wissen einfach auf das alte draufzupacken, ist deshalb hier besonders groß, und niemand darf sich darüber wundern, daß auf diese Weise die Studienzeiten und auch die Ausbildungszeiten für den wissenschaftlichen Nachwuchs bis zur Habilitation in der Bundesrepublik, zum Ärger aller Regierenden und erst recht aller Steuerzahler, immer länger werden.

Hier wird ein Umdenken nötig, das sowohl den Inhalt als auch die Formen der akademischen Lehre angeht. Die Studienreformen, die in der Bundesrepublik bislang vor allem der Bewältigung der neuen großen Kapazitäten galten, müssen nun erst beginnen, sich auch auf die akademische Lehre selbst zu erstrecken. Ich will versuchen, mit einigen raschen Durchblicken anzudeuten, in welche Richtung solche Reformen sich bewegen müssen oder auch schon im Gange sind.

Schon bei der Einführung in sein Studium muß dem Studenten die Erfahrung vermittelt werden, daß die Fülle des Wissens sich niemals von selbst ordnet, sondern daß allein die Wahl einer Perspektive Ordnung im Labyrinth des verfügbaren

Wissens herstellt. Insbesondere den Humanwissenschaften wächst dabei eine neue Verantwortung zu. Denn ihre Sache ist es vor allem, die anthropologischen und der sozialen Grundbedingungen des menschlichen Zusammenlebens und bei der Musterung der historischen Kulturleistungen der Menschheit die wichtigsten Lebenswerte und Zwecke aufzudecken, auf die der Einzelne, aber auch die Völker die Erkenntnisse ihrer Wissenschaften ausrichten sollen, um das Fortleben der Menschheit zu sichern.

Wertfreie Grundlagenforschung, die vor einem halben Jahrhundert noch als die vornehmste Beschäftigung des Wissenschaftlers galt, muß bei dem immer raschen Umschlag von der Entdeckung eines Sachverhalts zu seiner technischen Umsetzung mit der neueren Erkenntnis konfrontiert werden, daß zwischen reiner Erkenntnissuche und angewandter Forschung auf vielen Gebieten nicht mehr zu trennen ist. Die Geschwindigkeit, mit der Mikrobiologen ihre gentechnischen Experimente heute schon in Pflanzen- und Tiermutationen umsetzen, macht jene traditionelle Trennung illusorisch. Es war denkwürdig genug, als vor kaum anderthalb Jahren der Streit um eine gentechnisch veränderte Maus, an der man Veränderungen der Reizbarkeit erprobt hatte, nicht zuerst in Hörsälen oder in einer wissenschaftlichen Konferenz, sondern gleich vor dem Patentamt ausgetragen wurde, wo die Frage, wem alle künftigen Mäuse dieser Sorte gehören dürften, alsbald die Gerichte mehr beschäftigte als die Frage nach dem allgemeinen Recht und der Verantwortung für eine solche Lebensveränderung.

So erwächst heute für den Forscher, aber ebenso auch für den akademischen Lehrer eine neue Einstellung zum eigenen Erkenntnisprozeß: der Grundsatz nämlich, daß die Entscheidung über die Anwendung einer Erkenntnis ihrer Entdeckung an Gewicht gleichzuordnen ist.

Für die Universitäten ergibt sich aus einer so ergänzten Wissenstheorie die Notwendigkeit, das Verhältnis zwischen Ausbildung und Bildung neu zu bestimmen. Im Studium wie auch in der beruflichen Lehre müssen deshalb schon vom ersten

Ausbildungsabschnitt an der Erwerb und die Erprobung des Wissens Hand in Hand gehen. Erst die Auskunft, wozu ein Wissen gebraucht wird, und der womöglich rechtzeitige Hinweis darauf, daß auch sein Mißbrauch bedacht werden muß, stellen einen wirklichen Kenntniserwerb dar. Das aber fordert vom Lehrenden, daß er nicht nur den Vorsprung seines Wissens, sondern auch seine Lebenserfahrung einsetzt, und zwar nicht um Entscheidungen vorzugeben, wohl aber um die Notwendigkeit persönlicher Entscheidungen bei der Verfügung über das Wissen zu lehren.

Um solche Entscheidungsprozesse während des Studiums stärker zur Geltung zu bringen, bietet sich ein neuer Typ von Projektstudien an. Sie folgen der Einsicht, daß Spezialisierung in einer hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaft unumgänglich ist, daß aber gerade deshalb die Fächergrenzen auch offen zu halten sind. Gerade an den deutschen Universitäten ist immer wieder versucht worden, ein sogenanntes "Studium universale" als Ausgleich gegen die Verengung des Blicks durch immer mehr Spezialwissen anzubieten. Aber diese Angebote haben sich wegen ihres allzu umspannenden Charakters immer wie eine Art Sonntagsfeier gegenüber der Werktagsarbeit ausgenommen, und entsprechend haben sie sich auf die Einzelstudien kaum ausgewirkt. Projektstudien dagegen setzen sich eine enge und konkrete Aufgabe, zu deren Lösung aber das Wissen mehrerer Disziplinen verlangt wird. In der Regel handelt es sich dabei um Probleme des gegenwärtigen Lebens, an denen naturwissenschaftlich-technische und kulturwissenschaftliche Aspekte gleichermaßen zu berücksichtigen sind: Dabei kann es sich ebenso um die Anlage einer neuen, superschnellen Magnetbahn wie um den audiovisuellen Unterricht in Schulklassen mit Kindern unterschiedlicher Sprache handeln; entsprechend sind meist Natur- und Humanwissenschaftler an solchen Projekten in jeweils geeigneter Zusammensetzung beteiligt. Dieses notwendige Zusammenwirken verschiedener Disziplinen zur Lösung praktischer Aufgaben verlangt allerdings eine Unterrichtstechnik, die auch die Professoren größtenteils erst selbst noch lernen

müssen.

Der Bildungswert solcher Projektstudien liegt vor allem darin, daß Studenten und Professoren gemeinsam entscheiden müssen, für welchen Sektor des vorgeetzten Problems die am Kurs beteiligten Fachwissenschaftler überhaupt eine spezifische Urteilskompetenz besitzen. Die Erkenntnis der jeweils begrenzten Urteilskompetenz und ebenso das Ineinandergreifen oder auch die gegenseitige Durchkreuzung von Lösungen, die die verschiedenen Fächer anbieten, fordern alle Beteiligten eines solchen Kurses zu Wertentscheidungen heraus. Die Fähigkeit zu Wertentscheidungen ist aber gerade angesichts der vor unseren Augen anwachsenden "Wissensberge als Bildungsziel heute unerläßlicher denn je. Schließlich begünstigen solche Projektstudien auch das Lernen und Arbeiten in Gruppen im Vorgriff auf die reale Arbeitssituation in vielen späteren Berufsfeldern.

Der Zwang zur immer rascheren Bewertung einmal gewonnener Erkenntnisse hat bezeichnenderweise weit schneller als in den Universitäten mit ihren eher strengen Fachabgrenzungen in den Forschungsabteilungen der Industrie zu solcher Kooperation von Technikern, Natur- und Humanwissenschaftlern geführt. Dort wird die Frage "Was muß ich wissen?" auch sehr viel selbstverständlicher mit der zweiten Frage: "Was will ich mit dem Wissen anfangen?" verbunden. Eine bedenkliche Folge dieser Entwicklung zeichnet sich aber in den europäischen Ländern schon deutlich genug ab: Neben den Universitäten entstehen in immer größerem Maße industrieeigene Forschungszentren, und die Abwanderung der Forschung aus den Universitäten hat in der Bundesrepublik in den letzten Jahren schon zu der verbreiteten Klage geführt, die Universitäten seien nurmehr Anstalten für den Lehrbetrieb. Eine Umlenkung der Gelder für die öffentlich geförderte Forschung auf universitätsferne Forschungsinstitute war die deutliche und schmerzliche Konsequenz aus dieser Verlagerung.

Diese Verlagerung bedeutet für die Universitäten eine zunehmende Gefahr nicht nur wegen der finanziellen Mittel, die

ihnen - wenigstens bis vor kurzem - angesichts solcher Entwicklungen gekürzt wurden. Denn die Hochschulen sind der Ort, an dem die Studenten den Anspruch darauf haben, mit dem besten Wissen ihrer Zeit versehen zu werden, und solches Wissen entsteht und sammelt sich nur dort, wo die Forschung lebendig bleibt. Der große Vorzug der Universitätsforschung aber gegenüber jedem Industrielabor beruht im übrigen nach wie vor auf zwei Prinzipien: Erstens kann Erkenntnis hier unabhängig von einer speziellen Verwertung angereichert und erprobt werden, und zweitens kann der breite Fächer der hier versammelten Wissenschaften, richtig genutzt, die Bedürfnisse eines größeren Teiles der Bevölkerung, oder gar der menschlichen Gesellschaft, wahrnehmen und berücksichtigen als jedes einzelne Industrieprodukt. Deshalb kann und will schließlich auch die Industrie die Grundausbildung der Akademiker, die sie später beschäftigt, nicht ganz in eigene Regie nehmen, sondern sie gern und zu eigenem Vorteil den Hochschulen eines Landes überlassen.

Das heißt aber für die Hochschulen ihrerseits, daß sie sich in der Forschung wie in der Lehre auch der gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfnisse der Bevölkerung, die sie unterhält, anzunehmen und sich nicht etwa in schöner Zweckfreiheit nur mit der immer rascheren Vermehrung des Wissens zu beschäftigen haben. Der Bedarf an solcher Orientierungshilfe durch die Hochschulen ist groß und wird auch von Politikern häufig genug reklamiert. Ich will auch hier auf zwei Themen eingehen, die dabei gegenwärtig für die westlichen Industrienationen bedeutsam werden, die zweite davon ganz besonders für eine geteilte Nation wie die deutsche, und deshalb denke ich, wird das zweite gerade auch für die Hochschulen in Korea ein mögliches Thema von einiger Wichtigkeit sein.

Das erste bezieht sich auf eine kulturelle und soziale Spannung, die den westlichen Industrienationen aus der Tradition des europäischen Geisteslebens erwachsen ist: Es ist die Spannung zwischen der Leistungsfähigkeit des Einzelnen und seiner Mitverantwortung für gemeinsame Belange der Gesell-

schaft. Am greifbarsten stellt sich diese Spannung an der gegenwärtigen Entwicklung der Medizin dar. Die medizinische Wissenschaft hat diagnostische Tests und therapeutische Verfahren entwickelt, um jedes Organ des Menschen speziell zu behandeln und beinahe jedes auch zu ersetzen, und sie bildet für jede dieser Tätigkeiten Spezialisten aus, die viel mehr vom Herzen, von den Nieren oder von den Gliedmaßen verstehen als jeder Arzt zuvor. Um als solcher Spezialist erfolgreich zu werden, muß man in seinem eigenen Gebiet heute mehr leisten, als von einem noch so tüchtigen Arzt vor einigen Generationen verlangt werden konnte, und viele Patienten werden dank solcher Spezialisierung gerettet, die früher nicht geheilt werden konnten. Dennoch wird es immer schwerer, auf den Universitäten zu lernen, wie ein kranker Mensch insgesamt zu verstehen und ihm in seinen Leiden beizustehen ist. Während die apparative Einrichtung unserer Intensivstationen die Macht der Entscheidung über Leben und Tod eines Patienten gegebenenfalls einer ganzen Gruppen von Spezialisten überantwortet hat, droht gleichzeitig die Verantwortung für den würdigen Ausgang eines menschlichen Lebens die Kompetenz des einzelnen Arztes zu überwachsen. Zu schmal ist die Verantwortung geworden, die dem einzelnen aufgebürdet ist, als daß er sich bei jeder seiner Handlungen die Gesamtverantwortung - und sei es hier auch nur für einen Menschen - noch ständig bewußt halten könnte. Dies ist aber nur ein besonders deutliches Beispiel für den Konflikt, in den jeder leistungsbewußte Spezialist in einer hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaft früher oder später bei beruflichen und schließlich auch bei politischen Entscheidungen gerät.

Hier steht ein Thema an, zu dessen Lösung eine ganze Reihe von Wissenschaften sich verbünden müssen, um die Verfügungsweisheit des modernen Menschen über sich selbst zu stärken. Denn der Konflikt zwischen Selbstverwirklichung und Mitverantwortung ist einer pluralistischen Gesellschaft ohne religiöse oder ideologische Gesamtbindungen geradezu eingeschrieben. In Gesellschaften mit einer befohlenen Religion oder Staatsideolo-

gie dagegen wird umgekehrt die Chance zur persönlichen Selbstentfaltung in aller Regel bis zur Verleugnung der Menschenwürde verkümmert. In einer pluralistischen Gesellschaft mit einem hohen industriellen Standard steht der Verpflichtung zu Handlungen, die dem Gemeinwohl dienen, jedoch nicht bloß der 'Selbstverwirklichungsdrang' einzelner Subjekte entgegen, sondern auch - wie in dem medizinischen Beispiel - das Faktum einer hochgradigen Arbeitsteilung, die den Verantwortungsanteil des Einzelnen für das Ganze bis zu kaum mehr benennbaren Bruchteilen schwinden läßt. Die Verantwortung des einzelnen Unternehmers, und übrigens auch die Autonomie der einzelnen Wissenschaften, sind selbst Produkte dieser Entwicklung, die wir nicht missen mögen. Doch werden die Gefahren, die diese Autonomie mit heraufbeschwor, mindestens seit der Möglichkeit zu unumkehrbaren Energie- oder Genexperimenten auch als lebensbedrohend erkannt.

Eine bloß moralische Mahnung an bestimmte Wissenschaftler oder auch an industrielle Unternehmungen bleibt hier faktisch und auch ethisch gleich unzureichend. Deshalb sind die Hochschulen eines Landes neu aufgerufen, Vordenker bei der Lösung dieses allgemeinen Gesellschaftsproblems zu sein. Hier muß das gesellschaftliche Zusammenspiel neu durchdacht und schließlich zu einer Sozialethik entwickelt werden, nach der jedem, der die Umsetzung von einem Denkergebnis zu seiner faktischen Verwertung mitvollzieht: dem entdeckenden oder berechnenden Wissenschaftler so gut wie dem Technologen und dem Techniker, aber auch demjenigen, der die zweckgerichtete Umsetzung finanziert und dem Politiker, der sie begünstigt, eine umschreibbare Teilverantwortung für die einzelnen Schritte zugemessen wird, und dies bis hin zu den Parlamenten, den Industrieignern und schließlich dem Gros der Verbraucher und Nutzenwender, die allesamt an der Entwicklung eines Nierensteinertrümmers ebensoviel positiven Anteil haben wie an der Modernisierung der Altersversorgung oder auch der Nuklearwaffen. Auch deshalb muß zum Maßstab für eine allgemeine Hochschulbildung die Fähigkeit zu einer rücksichtsvollen Wert-

entscheidung in gegebenen Situationen gerechnet werden, und darauf sind Unterrichtspläne und Prüfungsverfahren ebenso abzustimmen wie die akademische Lehre, selbst wenn ganze Gelehrtschulen, die es sich noch zur Ehre anrechnen, eine Sache um ihrer selbst willen zu verfolgen – ein alter und ehrenwerter preußischer Grundsatz –, damit zu neuem Durchdenken ihrer lieb gewonnenen Vorrechte erst angehalten werden müssen.

Der forcierte Wandel der Lebensverhältnisse, den die Industrieländer mit der Expansion ihrer wissenschaftlich-technischen Errungenschaften einer immer dichter besiedelten Welt aufdrängen, rückt ein zweites Bildungserfordernis in neues Licht, das bisher besonderer Beachtung kaum bedurfte, weil sein guter Sinn feststand: das Bewußtsein landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit. Von Dorfgemeinschaften bis zu Kontinenten ist die Berufung auf unverwechselbare Merkmale solcher Zusammengehörigkeit immer wieder ein Kraftquell der gemeinsamen Lebensgestaltung und Lebenssicherung gewesen. In keinem Jahrhundert aber sind Menschen, die so in einer fraglosen Zusammengehörigkeit lebten, in derart großer Zahl und mit so unermeßlichen Leiden aus ihren Ländern vertrieben oder durch die schroffe Abgrenzung politischer Machtbereiche voneinander getrennt worden. Eroberungszüge von verbrecherischem Ehrgeiz und idelologische Polarisierungen haben auf dem asiatischen so gut wie auf dem europäischen Kontinent selbst nach Jahrzehnten der Befriedung eine Fülle von Konflikten solcher Art zurückgelassen. Gleichzeitig wächst aber die Angewiesenheit von Menschen verschiedener Regionen auf eine gemeinsame Lösung ihrer Lebensprobleme ständig an: Verkehrsverflechtungen und der gegenseitige Austausch von Rohstoffen und Industriegütern, vor allem aber gemeinsame Bedrohungen durch Hochenergien und wie durch eine ungleiche Verteilung der Nahrungsmittel auf der Welt machen viel mehr Menschen als je zuvor füreinander mitverantwortlich.

Da wird es eine Aufgabe der Hochschulen, an der wiederum viele Wissenschaften gleichzeitig ihren Anteil haben, das Ver-

hältnis der Menschen, die als Landsleute "wir" zueinander sagen, zu den anderen, die für sie die "Fremden" sind, neu zu durchdenken. Denn die technische Ungleichzeitigkeit der Entwicklungen bei einer gleichzeitig beweglicher gewordenen Weltbevölkerung schafft zwischen der Konkurrenz von Regionen einerseits und der von Religionen und Kulturen andererseits notwendig schärfere und auch ganz neuartige Spannungen. Der wieder auflebende Ruf nach einem stärkeren Bewußtsein der eigenen Identität - in Europa bezieht sich das in aller Regel auf die einzelnen Nationen - ist schon eine Reaktion auf die Tatsache, daß nicht zwei- oder dreimal, sondern zehn- oder zwanzigmal soviele Menschen mit oder ohne Angehörige ihren Lebensort wechseln. Wir erleben in Deutschland gerade wieder einen dramatischen Akt solcher Lebensentscheidungen, die Tausende von einem auf den anderen Tag für sich treffen, bevor sie von der DDR unter Aufgabe ihrer Habe und oft genug auch ihrer Verbindung zu nahen Angehörigen in die Bundesrepublik übersiedeln. Man kann sich vorstellen, daß bei einer ähnlichen Durchlässigkeit verschiedener Grenzen in Asien dies nicht ausschließlich ein europäisches Phänomen sein würde. Aber auch Arbeitskräfte, die aus rückständigeren Ländern der Welt angeworben werden und schließlich Asylsuchende, die aus den Krisengebieten der Welt in andere Länder fliehen, bringen es dahin, daß weit mehr als noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts verschiedene Kulturen sich ineinander förmlich einnisten - so wie es einseitig im 18. und 19. Jahrhundert unter den Bedingungen der europäischen Kolonialpolitik geschah. Heute jedoch geschehen solche Durchdringungen keineswegs mehr nur in einer Richtung.

Diese nicht mehr nur einander berührenden, sondern einander durchwachsenden Nachbarschaften verschiedener Kulturen fordern zu einem Denken heraus, das neben einem unverkrampften nationalen Identitätsbewußtsein andere Gestaltungskräfte des sozialen Zusammenlebens entwickelt, um drohende Bevölkerungskatastrophen wie in Südafrika oder Gewaltakte wie in Libanon aufzuhalten. Schon deshalb darf eine Markierungs-

grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden heute auch mit der Nation nicht einfach mehr gleichgesetzt werden. Nur wenige Fragen von einigem Gewicht lassen sich überhaupt noch in den Grenzen einer Nation lösen. In Deutschland zum Beispiel ist weder der Kohleabbau im Ruhrgebiet noch auch der deutsche Wald von den Deutschen allein aus eigener Kraft noch zu retten. Weil aber mit der immer rascheren Verfügung über die natürlichen Ressourcen unserer Erde eine globale Verflechtung aller menschlichen Lebensbedingungen zwingend verknüpft ist, darf die Markierungsgrenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden auch nicht einfach ins Größere, etwa von Deutschland auf Europa, verschoben werden. Vielmehr steht das Verhältnis zwischen Eigenem und Fremdem neu zur Debatte. Dabei müssen kulturelle Eigenarten bewahrt werden, und das ist eine bedeutende Aufgabe für alle Kulturwissenschaften. Gleichzeitig aber muß im anderen viel weitergehend der Partner gesehen werden, der unter weltumspannenden Veränderungen notwendig gleiches erleidet oder gewinnt wie der nächste Angehörige. Das betrifft die Wissenschaften, die sich um die Reinhaltung der Luft, um die Schließung des Ozonlochs oder auch um die Eindämmung der weltweit sich ausbreitenden Aids-Seuche bemühen.

Konsequenzen daraus hat die Germanistik der Bundesrepublik gezogen. Eine neue Forschungsrichtung der "interkulturellen Germanistik" befaßt sich ausdrücklich mit den Kulturschocks, die entstehen und überwunden werden müssen, wenn Menschen aus sehr verschiedenen Lebensvoraussetzungen miteinander nicht nur gezwungenermaßen, sondern auf die Dauer friedlich und sogar vertrauensvoll miteinander leben sollen. Auch der internationale Germanistentag, der im nächsten Jahr in Tokyo ausgerichtet wird, hat diesem Thema den breitesten Raum gegeben. Denn der "Fremde" wird in einer immer enger besiedelten Welt immer weniger der Unbekannte, mit dem man nichts zu tun hat oder nichts zu tun haben muß, sondern immer mehr der Partner, von dessen größerem oder geringerem Wohl das eigene abhängt. Schillers Hymne "An die Freude" mit der

Aufforderung an die Menschheit, Brüderlichkeit zu üben, und Beethovens IX. Symphonie, die dies in Musik setzte, erhalten so am Ausgang des 20. Jahrhunderts einen neuen Klang.